

**RUTH-MARIA
THOMAS**

**DIE
ZWEITGRÖSSTE
LIEBE**

ROMAN

dtv

Originalausgabe

© 2026 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Tumblingerstraße 21, 80337 München

produktsicherheit@dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28576-6

»Da ist sie, eine Frau, die ins Unbekannte taucht, und sie ist hellwach.«

*Otessa Moshfegh,
Mein Jahr der Ruhe und Entspannung*

Frühlingserwachen,
denkt Henry, als er die Straße nach Hause läuft. Frühlingserwachen, und der Flieder blüht gerade auf, wie jedes Jahr im Mai. Er atmet tief ein, die Luft riecht nach Regen. Er freut sich. Auch nach über zwei Jahren hat er dieses leichte Klopfen im Brustkorb, kurz bevor sie sich wiedersehen. Er nimmt die Treppenstufen doppelt, joggt fast nach oben, in den vierten Stock, und er denkt, wie schön es ist, die Dinge, die das Leben ausmachen, zu teilen. Er drückt die Tür auf, in der Wohnung ist es schon gewitterschwül, so schwül, dass er im Flur stehen bleiben muss, bis sein Herzschlag sich beruhigt, bis feiner Schweiß im Nacken und am Rücken vom Stoff seines Hemdes aufgesaugt wird. Er hört das Radio in der Küche laufen. Sie hat die Balkontür offen gelassen, denkt er, aber es riecht nicht nach Rauch. Er zieht seine Schuhe aus, stellt sie zwischen das Durcheinander ihrer High Heels und Stiefel, gewohntes Chaos.

»Hallo?«, ruft er, läuft durch die Wohnung, die Dielen wippen ganz leicht unter seinen Füßen.

Der Balkon leer, jeder Raum leer und die Fenster offen,

durch jedes weht jetzt kühle Luft, die ihm Gänsehaut macht. Seltsam, sie waren doch verabredet. Die Vorhänge wehen vor und zurück, die Sonne steht halbhoch, gelbliches Licht flimmert in dem bodentiefen Spiegel, den er hat anbringen lassen, als sie einzog.

»Michelle?«, ruft er und wieder: keine Antwort.

Ein ungutes Gefühl breitet sich in ihm aus, er hört in sich hinein, so, wie sie es ihm immer rät – »deinem Bauchgefühl kannst du vertrauen«, hört er ihre Stimme, »außer du bist betrunken oder neidisch«. Er nimmt sein Handy, vertippt sich zweimal, bis er seinen Code richtig eingegeben hat, wählt Michelles Kontakt aus, es klingelt. Die automatische Ansage der Mailbox, seine Hand streift das Holz ihres Schminktischs. Das Glitzer, das aus Puder und Rouge so oft um sie herumwirbelt, hat sich daraufgelegt, bleibt jetzt an seiner Haut haften. Sie wird sicher nur eine Runde drehen, irgendwo, sie wird gleich wieder da sein, sagt er sich, sieht sie schon zur Tür reinkommen, auf ihrer Lederjacke erste Regentropfen. Ein Gefühl aus seinen Träumen kriecht jetzt in ihm hoch,

in seinen Träumen ist er alleine, in einem dunklen Raum, früher hat er beim Aufwachen nach seiner Mutter geschrien, die letzten Jahre schrie er nach Michelle, die ihn weckte, die Hand an seiner Schläfe, »ist ja gut« flüsterte, »ich bin da«,

er fährt sich durch die Haare, die voll sind und gut geschnitten und voller Schweiß, er sagt sich, dass er jetzt erst mal duschen geht. Draußen hört er den Regen auf den Dächern, er schließt alle Fenster, knöpft sich dann auf

dem Weg ins Badezimmer das Hemd auf, und als er es in den Wäschekorb neben der Badewanne werfen will, sieht er einen hellroten Spritzer auf den Fliesen.

Ein Blinzeln lang wird er das Grauen erkennen, das an den Rändern seines Blickfeldes einfließt, das sein Herz rasen lässt, ein Blinzeln lang wird er denken, dass er zu jung ist für das, was sich da ausbreitet. Er greift wieder nach dem Handy in seiner Hosentasche, hält es sich ans Ohr, während er das Blut nicht aus den Augen lässt, »komm schon, Carlotta«, flüstert er sich zu, »heb ab«, bis endlich die Stimme seiner Schwester am anderen Ende erklingt.

»Was geht?« Sie klingt müde, hat wahrscheinlich Jetlag.

»Ist Michelle bei dir?«

»Bei mir? Nein. Wieso?«

»Sie ist weg.«

Er kann hören, wie Carlotta sich aufrichtet. Wahrscheinlich hat sie gerade im plüschigen Bett ihres alten Kinderzimmers einen kleinen Mittagsschlaf gemacht, eine ihrer albernsten Seidenschlafmasken über die Augen gezogen.

»Wie meinst du das, sie ist weg? Hat sie dir nicht gesagt, wo sie hingeht?«

»Nein, wir wollten uns zu Hause treffen, aber sie ist nicht hier.«

»Dann kommt sie bestimmt gleich.«

»Ich ... ich glaube, sie ist weg weg. Ihr Handy ist auch aus.«

»Weg weg? Henry, so ein Quatsch, du kennst sie, sie ist sicher 'ne Runde fahren. Hast du geschaut, ob ihre Vespa da ist?«

»Carlotta«, seine Stimme jetzt eine Oktave höher, als wäre sein Stimmbruch nie geschehen. »Da ist Blut am Wannenrand.«

»Was?«

»Da ist Blut. Am Badewannenrand. Ein Blutspritzer.«

»Hat sie sich vielleicht beim Rasieren geschnitten?«

Dass Carlotta so ruhig bleibt, macht ihn nur noch nervöser.

»Da ist kein Rasierer. Wenn sie sich rasiert hätte, würde der noch herumliegen.«

Er sieht sich um, und ihm fällt auf, dass die kleine Holzkiste, aus der sonst ihr Schmuckwirrwarr aus verknoteten Ketten und einzelnen Ohrringen quillt, fehlt.

»Ihr Schmuck ist weg«, sagt er, und sein Mund ist trocken, während er das ausspricht.

»Ist sonst noch was anders?« Jetzt klingt Carlotta nicht mehr so abwesend.

Sein Blick streift das Badezimmer, ihre Make-up-Pinsel liegen auf der Kommode verstreut, auf dem Wäscheständer noch das Kleid, das sie vor ein paar Tagen anhatte. Neben dem Haufen mit den Handtüchern liegt etwas.

»Eine zerbrochene Vase ist hier, Carlotta.«

Er hört, wie sie aufsteht.

»Okay. Keine Panik. Es gibt bestimmt irgendeine Erklärung dafür. Aber ... Ich sag mal Mama Bescheid. Fass am besten nichts an. Und frag du mal im Hotel nach, ob sie vielleicht eingesprungen ist.«

Im Hotel meldet sich eine freundliche Stimme, eine ihrer Kolleginnen, er schluckt, versucht, ruhig zu klingen,

fragt, ob Michelle heute zufällig Dienst habe, die Kollegin bedauert, nein, leider nicht, sie sei heute nicht im Haus.

Er sinkt auf die Knie, der Fußboden fühlt sich kein bisschen hart an.

Eine Stunde später stehen Carlotta und seine Mutter im Türrahmen, in Begleitung von Eda, die Jackett auf den Schultern und Akten unter dem Arm trägt, wahrscheinlich hat seine Mutter sie direkt aus der Kanzlei mitgenommen.

»Wollt ihr einen Kaffee?«, fängt Henry an, und seine Mutter schüttelt kurz den Kopf, entgegnet: »Sei nicht albern«, und da laufen dann die Tränen über seine Wangen, und er nimmt die Brille ab und wischt sich immer und immer wieder über seine Augen, während seine Mutter ihn an der Schulter berührt und Richtung Küche schiebt, wo sie sich an den Tisch setzen, Eda ihm in die Augen sieht und sagt: »Also, Henry, erzähl.«

September, zweieinhalb Jahre zuvor

Die Restaurantfenster neben dem Hotel waren feucht vom Niesel. Michelle hauchte dagegen, wischte mit ihrer Hand den Hauch weg, sah durch die Schlieren in den Innenraum. Er war halb voll, vereinzelte Gruppen junger Menschen an den Tischen, Etageren mit Austern auf Eis und Zitronen, Kübel mit Weinflaschen. An der Bar fast nichts mehr frei, ein paar Typen in Hemden saßen auf Lederhockern. Sie überlegte, hineinzugehen, sich danebenzusetzen, die Beine überschlagend einen Martini zu bestellen, ihr schwarzer enger Rock würde kurz über ihrer Scham sitzen. Vielleicht würde ihr Martini ja schmecken, sah auf jeden Fall übertrieben heiß aus: dieser Spritzer Flüssigkeit in diesem hohen Glas, die Olive darin. Mal schauen, was so gehen könnte, es war Samstagabend, und sie war allein, ganz allein in einer großen Stadt. Und während sie überlegte, traf ihr Blick ein anderes Paar Augen. Es waren sehr schöne Augen in einem sehr schönen Gesicht, volles, gut geschnittenes Haar, sie drehte sich vom Fenster weg, kramte in ihrer Tasche, zwischen Lipgloss, Notizbüchern und der Alufolie mit den Essensresten, die sie immer kurz vor Feierabend von den im Flur stehen ge-

lassenen Room-Service-Wagen klaute. Zog eine halb volle Schachtel Marlboro Gold heraus, Gäste hatten sie im Zimmer liegen lassen, zündete sich eine an, zog dreimal, schaute in den Himmel, kristallklar, und hörte dann eine Stimme hinter sich. Der Typ von der Bar war nach draußen gekommen. Michelle brauchte drei Wimpernschläge, um seine Uhr, den kleinen Reiter auf seinem dunkelblauen Pulli zu registrieren, zu registrieren, dass er abgetretene Lederschuhe trug, die aussahen, als würde er seit Jahren jeden Tag in ihnen verbringen. Sie war sich nicht sicher, ob er auch ein Kollege war, der nach Feierabend viel zu teure Cocktails trank, einer wie sie. Diese Unsicherheit nervte sie. Noch konnte sie nicht auf Anhieb zwischen Gästen und Mitarbeitenden unterscheiden. Sie hätte gedacht, es würde schneller gehen, sich anzupassen. Aber die Gäste kleideten sich anders, als sie es erwartet hatte. Unauffälliger. Keine Markennamen auf den Shirts, nicht ultraviele Klunker, die Stoffe waren fließend und fusselfrei. Alles passte perfekt. Kein Knopf am Ärmel fehlte, keine Provisorien. Mit dem Parfüm, das im Laufe eines Tages in der Lobby getragen wurde, hätte sie wahrscheinlich ein Jahr lang ihre Miete bezahlen können.

»Hey«, sagte der Mann, eher ein Junge, er war noch keine dreißig, wahrscheinlich zwei, drei Jahre jünger als sie. Lecker, dachte sie. Er hatte keinen Bart und eine glatte Stirn, sah gesund aus, ganz geile Haut. Er sah aus, als würde er sehr gut riechen.

»Hey«, sagte Michelle zurück und pustete Rauch aus, zog ihre Lederjacke enger um sich.

Er lächelte, sagte: »Äh, kann ich eine Zigarette haben?«, und betonte das »ette« so sehr, dass sie lachen musste.

»Klar.« Sie hielt ihm die Schachtel hin, gab ihm Feuer.

Er zog, inhalierte, lächelte sie weiter an, verzog das Gesicht, hustete und klopfte sich auf die Brust. Anfänger, dachte Michelle, süßer Anfänger.

»Ich rauch nicht so oft«, sagte er.

»Ach was?«

Er lachte.

»Was machst du heut noch?«, fragte er und führte seine brennende Kippe wieder an seine Lippen, doch sie rief: »O Gott, bitte nicht noch mal!«

Er lachte wieder.

Kurz überlegte sie, zu lügen, zu erzählen, dass gleich ihr Taxi kommen würde, dass sie gleich in eine Bar, zu ein paar Freundinnen fahren würde, vielleicht später noch in einen Club, in dem sie dann die Enden ihrer Bluse über dem Bauchnabel verknoten würde. Doch dann dachte sie, dass es gegen ihre Prinzipien verstieß, für einen fremden Typen mehr Lametta aus ihrem Leben zu machen. Er verunsicherte sie, wie er so dastand, so pur und offen, und dass er so gar nicht eingeschüchtert reagierte. Sie wollte ihn auch verunsichern.

»Mhm. Nicht viel. Ich werde wahrscheinlich saure Apfelringe essen und zu ein paar YouTube-Videos von Ryan Gosling masturbieren.«

Er hustete wieder, diesmal ohne vorher geraucht zu haben.

»Cool, also, äh, ja. Cool. Lässig. Also... O Mann«, er

lachte, sie lachte mit, entspannte sich, schnippte die Zigarette zu Boden. Er sah ihr dabei zu, wie sie mit ihrer Stiefelspitze das Glimmen austrat, sah zum Aschenbecher neben der Restauranttür, wieder auf ihre Stiefel, von denen das Kunstleder an der Kante zur Sohle leicht abblätterte, sah ihr ins Gesicht. Sie zog die Augenbraue hoch, fragte ihn, ob er sie jetzt belehren wolle?

Er grinste. »Nein, nein, natürlich nicht, aber ich will deine Nummer. Wenn du Lust hast, sie mir zu geben.«

Soso, dachte sie, schüttelte den Kopf, fuhr sich durch die Haare, ihre Wellen lagen heute perfekt.

»Nein.«

Sie nahm ihr Handy aus der Jackentasche, entsperrte es, hielt es ihm unters Kinn.

»Aber du kannst mir deine geben.«

Sie fuhr mit dem Bus an den Stadtrand, die Scheibe fettig, der Bus roch nach Bus, und die Huckel der Straße lösten ein kleines Kribbeln in ihrem Bauch aus. Im Fahrstuhl sah sie sich im Spiegel an. Versuchte, sich mit seinen Augen zu sehen: Sie hatte die Haut ihrer Mutter, das Rauchen hatte noch keine einzige Spur hinterlassen, alles klar und frisch.

Ihre Wohnung war eher eine Kammer. Auf so wenig Raum hatte sie noch nie gelebt, noch nicht einmal damals mit ihrer Mutter und ihrem Bruder in der Platte. Es war eine Dachgeschosswohnung in dem heruntergekommenen Haus am Park, die günstigste, die sie kriegen konnte. Sie war winzig, ein halbes Zimmer, »möbliert« mit nackter Glühbirne an der Decke, ein kleines Bettgestell unter

dem schrägen Fenster, gegenüber eine Kochnische, eine Spüle, wacklig. Daneben ein Tisch mit zerkratzter Platte, darunter eine Kiste voll leerer Sprudelwasserflaschen. In der Ecke ein Regal mit zwei Tassen, Tellern mit abgeplatzttem Goldrand und ein paar Gläsern, in einem davon eine Handvoll Besteck. An die Kleiderstange zwischen den Balken an der Wand hatte sie die paar Klamotten gehängt, die sie mitgenommen hatte. Sie brauchte drei Schritte, um das Zimmer von links nach rechts, vier, um es von oben nach unten zu durchqueren. Im Outlet-Center hatte sie sich eine zur Rolle gewickelte und in Plastik eingeschweißte Matratze gekauft, die sie hinter sich herzog, in die U-Bahn, in den Fahrstuhl, hoch in den obersten Stock, als wäre sie wieder sechzehn und gerade eben raus von zu Hause. Oft saß sie stundenlang rauchend am offenen Badezimmerfenster. Rücken im Rahmen und Blick auf diese fremde Stadt, Dämmerung, Kirchglocken, Krähenflug. Und hier oben nur sie.

Sie schmiss ihre Tasche in die Ecke, die Schuhe hinterher, warf die Jacke aufs Bett und sich daneben, griff in die aufgerissene Tüte Apfelringe neben ihrem Kopfkissen, nahm gleich drei auf einmal und kaute auf den sauren Dingen herum, während sie ihr Handy entspernte.

Henry, süßer Typ (Nichtraucher) so hatte er sich eingespeichert. Aha, schauen wir mal, dachte sie und tippte auf sein Profilbild. Er auf einem Hockeyfeld, ein paar Teamkollegen neben ihm, grinsend, alle sahen aus wie aus einem Katalog für perfekte Schwiegersöhne. Sie biss sich

auf die Lippen. Er sah anders aus als all ihre Typen davor. Trotz der Schweißperlen sah er so sauber aus, als hätte er nie etwas Schlimmeres gesehen als das Verlieren seines Männervereins. Ihre Hand glitt in ihre Strumpfhose, sie spürte ein paar Zuckerkristalle zwischen ihren Fingern und ihrer Pussy, hielt die Luft an, fokussierte sein Foto, bis es vor ihren Augen verschwamm. Der Orgasmus war aufregend. Etwas Neues war in ihr Leben getreten, und sie freute sich darauf.

DIE ERSTEN TAGE nachdem sie ihren Schmuckladen in ihrer Kleinstadt schließen musste, ihr Zeug in zwei Taschen und einem Rucksack auf die Vespa geschnallt hatte, vierhundertsechszwanzig Kilometer, eine schlaflose Nacht in einer kleinen Pension mit Mücken am Ohr, zwei Bundesländer zwischen sich und ihr Zuhause gebracht und ihre kleine Kammer im Norden bezogen hatte, war sie versucht, einfach im Bett zu bleiben.

Draußen hupten Lkws, die Blätter der Bäume im Hof rauschten ab und zu, glühende Hitze, ihre Fenster sperrangelweit offen, die Möwen kreischten, manchmal eine Krähe. Und sie auf ihrer Matratze, fragte sich: Was mache ich hier eigentlich. Was mache ich jetzt eigentlich. Es würde alles weitergehen, wenn sie hier oben blieb, niemand da draußen wartete auf sie, auf ihre Hände, ihren Körper, ihren Geist.

Als sie zum allerletzten Mal den Schlüssel in ihrem Laden herumdrehte, hatte sie sich selber ausgeschlossen aus dem Kreislauf.

Aber natürlich blieb sie nicht liegen. Sie hatte ja Hunger, Durst, Lust auf Zigaretten.

Der Stundenlohn im Hotelrestaurant war okay, das Ambiente besser: gedimmtes Licht, Metalltresen vor der offenen Küche, hängende Weingläser. Die Kollegen waren nett, einer war auch aus der Lausitz hergezogen, sie verstanden sich sofort. Er mixte ihr nach Feierabend Drinks mit dem teuren Zeug von der Bar, sie teilte die Essensreste mit ihm. Es gab gute Schichten, in denen süße Familien Geburtstage feierten, sich über Wunderkerzen in Tartes freuten und die Omis ihr davon erzählten, wie sie als junge Frauen die Röcke getragen hatten. Aber die meisten Gäste behandelten sie wie Inventar, sprachen weiter und nicht mit ihr, wenn sie Getränke brachte, abräumte. Wenn sie die Rechnung im Lederetui auf den Tisch legte und der Typ im Anzug oder die Frau in der Bluse wortlos ihre Kreditkarten hineinlegten und noch einen Schein dazusteckten, ihr zunickten, sich großzügig fühlten, obwohl die Rechnung meist das Zwanzigfache kostete, biss sie sich auf die Zunge. Doch als die Männerrunde am Fenstertisch sie an einem Abend ein paarmal zu oft zu sich schnippte, der eine sogar pffff, reichte es ihr. Sie atmete tief durch, schaffte es, ihnen nicht ins Gesicht zu schreien, doch zitterte, als sie wieder in der Küche stand.

Sie wusste: Sie konnte es sich nicht leisten, auszurasen und ihnen ihre Meinung zu sagen. Aber sie konnte auch nicht nichts machen. Und so spuckte sie heimlich in die Schnäpse, die sie ihnen auf Einladung des Hauses zum Abschluss brachte.

Eine halbe Stunde später wurde sie von Alexander ins Büro zitiert, eine Kollegin von der Bar hatte sie verpetzt.

Mit hochrotem Kopf regte er sich auf, warf ihr schändliches Verhalten vor, wie hatte sie bloß in den »Digestif« spucken können, es wäre ganz allein ihre Schuld, wenn der Laden pleiteginge, ob sie überhaupt wisse, was sie da anrichte, das seien immerhin Stammgäste ... Er krakeelte zehn Minuten lang.

»Reg dich ab und nimm noch 'n Schluck, Alexander.«

Er verstummte, kniff die Augen zusammen, seine gegelten Haare wippten vor Wut. »Du dummes Stück, das hier ist nicht Disneyland«, zischte er.

Sie warf ihre Schürze in die Ecke, zog das lächerliche Duttkissen aus ihren Locken und verließ wortlos das Büro, nahm ihre Tasche vom Haken der Garderobe, marschierte durch den Gastraum, vor die Tür, vor der die Gruppe rauchender Männer stand, die gerade ihren Spuckeschnaps getrunken hatte. Mit klopfenden Schläfen hielt sie ihnen den Mittelfinger entgegen, bog mit durchgestrecktem Rücken um die Ecke, war eine Kriegerin, eine Siegerin.

Zu Hause dann halber Nervenzusammenbruch, als sie das Geld aus der Kaffeedose zog, die Scheine zählte, ihre Bank-App checkte, sich auf den Handknöchel biss. Sie dachte an ihre Schulden. Sie fühlte sich nicht wie die schöne starke Frau, die sie sonst war, sondern einsam, alt und erbärmlich, wie sie da auf dem Fußboden saß, zitternd ihre kümmerliche Existenzgrundlage vor sich aufreichte. Sie fragte sich, ob das alles, der Umzug, der Neuanfang, ein hirnrissiger Fehler gewesen war.

Kurz darauf rief Alexander sie an, sie tat desinteressiert,

antwortete knapp, als er sich entschuldigte, er könne sie schon verstehen, der Job sei manchmal ... Man hasse diese Leute irgendwann. Seine Stimme klang belegt, und sie war sich sicher, dass ein Old Fashioned vor ihm auf dem Schreibtisch stand. Sie wusste, wie schwer es war, gutes Personal zu bekommen, Alexander hatte ständig davon gefaselt. Sie musste jetzt entspannt bleiben, durfte sich nicht anmerken lassen, dass die Scheine auf dem Boden alles waren, was sie hatte, dass es für einen Monat reichen würde, dass sie dann nichts mehr hätte, keinen Cent, dass dann sofort ein neuer Job hermusste, aber welcher, oder Hartz IV, und wie sollte sie dann ihre Schulden bezahlen, dann müsste sie doch Insolvenz anmelden, dann würde schon wieder das Gerenne losgehen, die Aussicht war dunkel, jetzt bloß nicht anmerken lassen, wie verzweifelt sie war. Sie zählte in Gedanken bis drei, dann antwortete sie, ihre Stimme: Eis, ihr Puls: am Rasen.

»Was willst du, Alexander?«

»Dass du bei mir bleibst.«

»Du hast mich gerade gefeuert.«

Alexander jammerte ins Telefon, er wisse, wie hart es im Restaurant sei, aber er brauche sie, sie sei schnell und gut, er könne sie an der Rezeption einteilen, würde sie aus der Zeitarbeitsfirma auslösen, der Lohn sei zwar nicht viel höher, aber immerhin, und an der Rezeption sei das Konfliktpotenzial geringer, er habe mitbekommen, dass sie ganz gutes Englisch spreche, und wer wisse, vielleicht würde sie ja eines Tages »Front-Desk-Managerin« werden. Sie dankte im Stillen ihrer Ausbilderin, die sie da-

mals für Business-English-Kurse angemeldet hatte, und faltete den Fünfinger aus der Dose zusammen, das Papier knisterte.

»Alexander, ist ja gut, bevor du in deinen Tränen ertrinkst, komme ich zurück. Aber ich brauche ein Jobticket, darüber müssen wir noch reden.«

Sie hörte ihn scharf einatmen, war froh, dass er ihr Herz nicht klopfen hörte. Es war riskant, er war jähzornig, sie war, nun ja, noch jung und brauchte das Geld. Sie konnte hören, wie er noch einen Schluck trank.

»Gut.« Sagte er schließlich.

»Gut.« Antwortete sie ebenso langsam.

Sie wechselte von der Bar an die Rezeption, trug keine Schürze mehr und mochte das Geräusch ihrer klackernen Nägel auf der Tastatur.

Der Job war solide, es dauerte keine Woche, bis sie sich mit der Hälfte der Hotelangestellten angefreundet hatte, bis Claudia aus der Wäscherei ihr ein paar samtweiche Handtücher »für den Privatgebrauch« durch die Durchreiche schob. Keine weitere Woche, und die Zimmerladys teilten ihre Kippen in den Pausen mit ihr, die Handschuhe in der Schürze, die Rücken an die Hinterwand des Hotels gelehnt. Der Rauch verlor sich zwischen Müllcontainern und Lieferwagen.

Wenn Männer sie an der Rezeption nach etwas fragten und ihnen ihr Blick dabei nicht gefiel, sie sie einfach duzten oder kein Trinkgeld gaben, schrieb Michelle ihre Namen in ihr Notizbuch, buchte sie für den nächsten

Aufenthalt auf das Zimmer am Aufzug mit Blick zur Straße. Alexander konnte ihr nichts vorwerfen.

Wenn Gäste eines Junggesellinnen-Abschieds, einer Premierenfeier oder eines Firmenevents die Suiten verwüstet hatten und der Krankenstand im House-Keeping hoch war, half sie manchmal aus. Zog Laken von Matratzen, auf den Laken Blut, Sperma, Rotweinflecken. Umgekippte Proseccoflaschen, ein Badezimmer, das nach Kotze stank, benutzte Tampons im Mülleimer. Menschen waren am Ende immer Menschen, egal, wie teuer die Hotels waren, in die sie eincheckten.

Sie scherzte mit allen, die freundlich waren, und trank manchmal zur Happy Hour in »Robs Mitarbeiter-Kantine«, in der eigentlich immer Happy Hour war, einen Cosmopolitan nach der Abend- und einen Cappuccino vor der Frühschicht. Ihre Kolleginnen bettelten sie an, mit in die Clubs zu kommen, wenn sie zum Feierabend ihre Strumpfhosen vorsichtig von der Haut abrollten, Röcke gegen Jeans eintauschten, die Westen in die Spinde hängen, die Hotelschuhe darunter stellten. »Na gut«, sagte sie irgendwann, verknotete ihre Bluse über dem Bauchnabel und feierte, tanzte gegen die Einsamkeit an, dagegen, dass niemand hier sie wirklich kannte. Den überteuerten Eintritt für den Club hatte sie wieder drin, indem sie Pfandbecher sammelte, zehn Stück davon abgab, die Barkeeperin grinste sie an, spendierte eine Runde Wodka, sie trank ihn nur halb, die Schicht morgen im Nacken, sie war zu alt für den Scheiß.

In ihren Arbeitsvertrag hatte sie *Michelle* statt *Misbelle*

eingetragen. Ihr Herz klopfte, aber Alexander übersah den winzigen Unterschied auf ihrem Personalausweis. Sie hatte gedacht, es würde sie erleichtern. Endlich weg von dem fatalen Rechtschreibfehler ihrer Mutter, die ihre Sehnsucht nach einem anderen Leben in ihren und den Namen ihres Bruders, *Maurice*, gesteckt hatte. Endlich weg, weg von einem Namen, mit dem sie gescheitert war. Neuer Name, neues Glück, alles noch einmal auf Anfang. Doch es machte sie auch traurig: Hier wusste niemand, wie sie wirklich hieß und wer sie einmal gewesen war. Wenn sie mit ihrem Bruder telefonierte und der sie Shelly nannte, wie früher, war das tröstlich, irgendwie.

Manchmal schrieb sie die Zimmernummern der bestgekleideten Frauen in ihr Notizbuch, schlich sich in die Suiten, wenn sie sah, dass sie das Hotel verließen, fotografierte die Kleidungsstücke in den Schränken. Suchte Fakes davon auf eBay, um sie beim Feiern zu tragen, drückte bei Douglas teures Make-up in leere Cremedosen, dachte an ihre Kindheit, in der sie ihrer Mutter manchmal Münzen aus den Hosentaschen geklaut hatte, um Eyeliner zu kaufen.

In ihrer freien Zeit fuhr sie mit der Vespa aus der Stadt heraus, ziellos durch die Heide. Wenn ihr der Sprit ausging, hielt sie an verschiedenen Tankstellen und wartete, die Sonnenbrille auf den Augen, auf Typen in dicken Karren, tat ganz aufgelöst, sie habe ihr Portemonnaie vergessen, ob sie ihr wohl mit einem Zehner aushelfen könnten. Konnten sie, immer.

Sie spazierte durch verschiedene Viertel. Fand in Verschenkeboxen manchmal kleine Schätze, Kleider, ein Trä-

ger abgerissen, eine Jacke ohne Knöpfe, sie nähte sie an und verkaufte sie online. Kam sie an Schmuckläden vorbei, drehte sie den Kopf weg, es machte sie zu wütend, was für hässlicher Klimbim zu horrenden Preisen in den Vitri-
nen auslag. Sie wusste, sie konnte das tausendmal besser.

Es machte ihr Spaß, sich ein paar Nächte lang im Großstadtrausch zu verlieren, machte ihr Spaß, dass alles funkelte – nachts noch Leben auf den Straßen und morgens, wenn es immer noch warm und schon wieder hell war, das Licht über dem Fluss, die Fähren, der Geruch nach Kaffee und Fisch und das Gefühl, verloren und endlos auf einmal zu sein.

Nach dem Tanzengehen rumorte in ihr die innere Unruhe noch stärker, sie konnte in ihrem stickigen Dachgeschosszimmer kaum einschlafen. Angst ließ ihr Herz rasen, während sie unter ihrem Bettbezug schwitzte.

Die Angst, dass es die falsche Entscheidung gewesen war wegzuziehen, in diese viel zu teure Stadt.

Die Angst, dass sie bei dem Gehalt, in dem Tempo, in dem sie ihre Schulden abarbeitete, auch noch in hundert Jahren die Reste aus dem Hotel mitnehmen würde.

Und was, wenn ihr etwas passierte?

Die Angst davor, krank zu werden, sich einen Arm zu brechen, auszufallen, schlechtere Schichten zu bekommen oder gleich ganz gekündigt zu werden.

Die Angst, die Miete dann nicht mehr zahlen zu können, zurück in ihre Kleinstadt zu ziehen, auf der Couch im WG-Zimmer ihres Bruders zu leben.

Wenn ihr am 20. des Monats die Raten für die Kredit-tilgungen abgezogen wurden, lebte sie bis zur Lohnzahlung am 29. oder 30. von Nudeln und Gemüsebrühe, zwang sich, nicht ihren Notgroschen unter der Spüle anzutasten, niemals ins Dispo zu gehen, nicht noch mehr die Kontrolle zu verlieren, wollte auf keinen Fall die Vespa verkaufen, dann lieber nach Feierabend noch eine Extrarunde auf den Fluren drehen und kalte Pommes von den Servierwagen klauen, dann lieber dem Koch ein paar hungrige Blicke zuwerfen und eine Tüte mit Steakstreifen zugesteckt bekommen.

Obwohl sie es liebte, durch das Hotel zu laufen, diese hohen Hallen, das Treiben, die tausend Geschichten, die täglich dort stattfanden, die Euphorie mit den Kolleginnen, wenn sie in den Pausen über die Gäste lästerten oder die Veranstaltungen auswerten konnten, riesige Hochzeiten, Kongresse mit Security, Botschafter aus dem Ausland und sie mittendrin, obwohl sie all das mochte, taten ihr die Mundwinkel weh vom vielen Lächeln, und sie fragte sich manchmal, warum sie hier, hier hinter der Rezeption stand und andere Leute davor, 300 Euro für eine Nacht bezahlen konnten. Dann verschwamm ihr Blick für eine Sekunde, sie stellte sich vor, wie sie eine von ihnen wäre, wie sie noch einen Laden hätte, einen, der gut lief, an einem Ort, an dem die Leute Geld hatten und es ausgaben. Wie sie dort Schmuck mit ihren Händen herstellen könnte, mit dem sie auf Messen fuhr, in Städte wie diese, in Hotels wie diesem schlief.

Manchmal bekam sie Visitenkarten von ergrauten Gästen, die Pigmentstörungen auf ihren Falten hatten und sie einluden, mit ihnen zu Abend zu essen. Sie lächelte über den Kotzreiz hinweg, hatte im Restaurant schon oft gesehen, wie diese Art alter Männer nicht nach dem Preis fragte, bevor sie Champagner bestellten, wie sie die deutlich jüngeren Frauen, die ihnen gegenüber saßen, ansahen. Als wären sie ihr Eigentum, auf deren zarte Haut sie ein Anrecht hatten, weil sie sie in ihrem Porsche herumgefahren hatten und die Rechnung bezahlen würden. Unter dem Tisch zerknüllte sie die Kärtchen, unterdrückte das kurze Zucken, Hoffen auf einen Fehler in der Matrix, auf eine Chance, von der sie noch nicht wusste, dass es sie gab, und die sie selbst einmal Champagner bestellen und Porsche fahren ließ.

Ihr Leben hier war so neu, dass sie sich wie ein Baby vorkam, die Größe der Stadt, die Dimensionen von Glitzer, Gold und Altbauten – und die Dimensionen von Elend.

Sie machte einen Bogen um den Hauptbahnhof. Als sie das letzte Mal dort gewesen war, stolperte sie über ein Pärchen, das auf dem Boden schlief, die Frau, ein paar Jahre jünger als sie, ein Babyface, da, auf ein paar Pappkartons zusammengerollt. Ihr wurde übel vor schlechtem Gewissen und Angst.

Das schlechte Gewissen holte sie ständig ein. Seit ihre Mutter gestorben war, meldete es sich fast täglich. Marianne hatte ihre eigene Jugend verschenkt, hatte ein Leben

in Stress, Einsamkeit und mit einem Klappbett im Wohnzimmer in Kauf genommen, damit Michelle leben konnte, damit Maurice leben konnte, was für ein Handel, und jetzt lebte sie selbst in Stress, Einsamkeit und einem Neunzig-Zentimeter-Bett auf zwanzig Quadratmetern. Sie fühlte sich, als würde sie alles, was Marianne für sie getan hatte, mit Füßen treten, und sie hätte am liebsten gekotzt vor Angst, in den Mülleimer im Hauptbahnhof gekotzt, in den gerade eine Frau mit Taschenlampe reingeleuchtet hatte, um zu schauen, ob noch was Essbares darin war. Sie wäre der Frau gerne nachgelaufen, hätte sie am zerrissenen Ärmel ihres Parkas gepackt, gefragt, was denn passiert sei, was denn nur passiert sei. Doch sie stand einfach da, schaffte es nicht mal, ein paar Euros aus ihrer Tasche zu kramen, stand da, gelähmt von dieser Scheißangst, dass es auch ihr passieren würde, ein falscher Schritt,

einmal zu müde, zu krank, einmal zur falschen Zeit
am falschen Ort, was, wenn sie sich verkalkuliert hatte,
die teure Scheißmiete,
das Hotel, die unsichere Anstellung,
was, wenn sie es nicht schaffte, das Durchhalten,
die Nachtschichten,
ihr Herz raste, sie hielt sich am Mülleimer fest,
scheiße.
Scheiße Scheiße Scheiße.

Abends, zu Hause auf ihrem Fensterbrett flackerten die
Lichter der Stadt, und sie rechnete in ihrem Haushalts-
buch, einem karierten Schulheft, gegen die Angst an.

Auf der Plusseite:

Gehalt:

+ 1590 Euro mit 2x Nachtschicht, 2x Sonntagschicht

+ ca. 180 Euro Trinkgeld

gesammelt in der Kaffeedose unter der Spüle.

Auf der Minusseite ihre Schulden:

Kreditkarte:

- 3800 Euro

- 548 Euro Zinsen

Ein angehäuftes Minus aus dem letzten halben Jahr, in dem der Laden in sich zusammenstürzte und sie trotzdem noch essen musste. Und ihre Wohnung bezahlen. Und Steuern. Und ihren Handyvertrag. Sie hatte monatelang die Augen zusammengekniffen und die Karte gezückt, wissend, dass das ihr Untergang war, die Zinsen brutal: 16 Prozent.

Wenn sie weiterhin monatlich 220 Euro zurückzahlte, schaffte sie das in zwanzig Monaten. Wenn.

Doch dazu kam noch:

Bank:

- 14 400 Euro

Der Kredit, den sie aufnahm, als der Laden gut lief, so gut, dass sie ihn umbauen ließ, neue Schmuckauslagen auf- und Lara einstellte. Drei Monate später kam die Pandemie, und sie musste Kredite aufnehmen, um den Kredit zu bedienen, um Lara zu bezahlen und die Miete. Die Hilfen, die sie zurückzahlen musste, weil sie damit laufende Kosten gedeckt hatte, Krankenkassenschulden, sie musste umschulden, die Zinsen stiegen, und jetzt waren da diese 14400 Euro, von denen sie jeden Monat 200 Euro zurückzahlte, für die nächsten Jahre.

Kreditkarte + Bankkredit = insgesamt 420 Euro Schulden

Eine Summe, die sie jeden Monat, jahrelang mit sich herumschleppen würde.

Leben

- 820 Euro Miete

- Strom, Wasser

- Busticket

- Tampons

- Handy, GEZ

- Haftpflicht

- Vespa

= 280 Euro übrig

280 Euro, von denen sie Essen, Schminke, Kippen kaufen konnte, das war nicht nichts, das war ein Plus, Zahlen lügen nicht. An Zahlen war nicht zu rütteln.

Und eine kleine Absicherung hatte sie auch noch, die sie beruhigte, wenn ihr Herz anfang, aus dem Takt zu geraten.

Auf ihrem Edelmetall-Konto in der Scheideanstalt waren:

3,4 Gramm Gold

120,2 Gramm Silber

0,5 Gramm Platin

Der Goldstaub des letzten Jahres, zusammengefasst, alles, was nicht verkauft wurde, Bruch, angelaufenes Silber, der Rest vom Schützenfest. Sie hatte es nicht übers Herz gebracht, sich ihn auszahlen zu lassen, 500 Euro, abzüglich der Anstaltskosten, lagen jetzt dort in Sicherheit, um im Fall der Fälle das Benzin zurück nach Hause und die zwei, drei Wochen bis zur Bewilligung des Hartz-IV-Antrags zu überbrücken.

Und dann gab es noch den Ring, der eigentlich nicht ihrer war.

Nachts ließ sie ihn in ihrer Hand kreisen, als wäre es ihr Rosenkranz. Ein Rosenkranz aus 750 Gold, mit zwanzig rundumlaufenden Diamanten zu je 0,5 Karat, Brillantschliff, der Ring, in dem das Hochzeitsdatum eines fremden Paares graviert war. *C&M, 17. 05. 94.* 3000 Euro war er wert, sie hatte ihn schätzen lassen. Es beruhigte sie, dass er immer noch in ihrer Hand kreiste, dass sie es bis hierhin geschafft hatte, ohne ihn zu verkaufen. Solange der Ring noch bei ihr war, hatte sie Optionen.